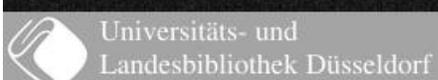


## Über das grammatische Genus.

**S**ieht man von den neueren Romanischen Sprachen ab, welche durch Abschleifung charakteristischer Endungen eine Einbuße an einem ihrer Geschlechter erlitten haben, von dessen früherem Dasein nur noch einzelne Trümmer Kunde geben, und überblickt man die Genusverhältnisse der bekannteren Europäischen Sprachen: der Griechischen und Lateinischen Zunge, sowie der Germanischen und Slawischen Sprachfamilien (dass also auch nur etwa das Finnisch-Magyarische mit dem Türkischen und die Sprachreste einiger dem Untergange zueilender Völkerschaften unbetrachtet geblieben wären), so darf man der Vermutung Raum geben, dass eine so weit verbreitete Erscheinung wie die Dreiheit der grammatischen Geschlechter einen so tiefen in dem Wesen der menschlichen Sprache ruhenden Grund haben müsse, dass man die Forderung solcher Geschlechtsunterscheidung mit Fug an jede wenn nicht etwa ganz rohe Wildensprache stellen könne.

Zwar mochte den Grammatikern ein Blick in die Sprache Kanaans eine solche Forderung bedenklich erscheinen lassen, in so fern jene, in Bezug auf Sprachgeschlecht nur den Vorstellungen von männlicher Kraft und weiblicher Milde Ausdruck leihend, dem unpersönlichen Neutrum keinen Raum vergönnte, ohne darum dem Anspruch auf Geltung einer ausgebildeten Sprache zu entsagen; dennoch mochte der Mangel des sächlichen, an sich unentschiedenen Geschlechtes hier entweder — wie bei den Romanischen Sprachen — als Entartung eines früheren vollkommeneren Sprachzustandes, oder, wenn immerhin von Anfang an vorhanden, nicht für wichtig genug gehalten werden, um die Dringlichkeit der Annahme zu schwächen, welche in dem dreifachen grammatischen Geschlecht der Europäischen Glieder das Gesetz in dem doppelten der Semitischen Sprachen aber Auflehnung sah.

Seit mit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa die beiden classischen Sprachen in einer Ausdehnung und mit einer Gründlichkeit bearbeitet worden, deren sich keine andere Sprache rühmte, begann die Lateinische Sprach-



lehre die Usurpation des Ansehens einer Normalgrammatik, von der aus die Eigentümlichkeiten der übrigen Sprachen verwertet wurden. Es hat aber jede Sprache wie ihr eigenes Leben, so ihren eigenen Wert, für welchen der Maßstab nicht von einer individuell gebildeten Einzelsprache sondern nur von der aus der Totalität der Sprachen geschöpften Sprachidee entnommen werden darf. Denn die einzelne Sprache, ja selbst der einzelne Sprachstamm zeigt nur gewisse der besonderen Sprache eigentümliche Richtungen, nach welchen die allgemeine Sprachidee wirksam war, ohne weder das All ihrer Thätigkeit zu vergegenwärtigen noch sich auch immer in den reinen Gränzen des der Sprachidee notwendig Zugehörigen zu bewegen. Wenn z. B. die Lateinische Sprache den Aorist der Vergangenheit in das Praes. perfectum, oder ursprüngliche Optativformen in den Conjunctiv aufgehen lässt, so muss — im Vergleich zu der glücklichen Sonderung dieser Zeiten und Modi im Griechischen — eingestanden werden, dass in diesen Punkten die Idee der Sprache aus dem Lateinischen allein nicht vollständig erkannt werden kann. — Wenn andererseits die Nordamerikanischen Indianersprachen in ihrem überaus künstlichen Conjugationssysteme jeden einzelnen Fall so concret als möglich zu bezeichnen streben, so dass z. B. in der Tsirokisprache<sup>\*)</sup> der Dualis im Pronomen und Verbum nicht nur bis zur ersten Person vordringt, sondern sogar eine besondere Form für *ich und du* und eine andere für *ich und er* hat, oder wenn *tikinalüiha* heißt: er bindet dich und mich (und zwar jeden einzeln), *tetikinalüiha* er bindet dich und mich (und zwar beide zusammen, und der Bindende ist zugegen), *teginälüiha* er bindet dich und mich (und der Bindende ist abwesend), so muss eine solche Fülle von Formen als ein Ueberschuss der Sprachkraft angesehen werden, der besser dürftiger ausgestatteten Teilen der Grammatik wäre zugewiesen worden, und dessen daher andere Sprachen ohne Schaden entraten können.

## II.

### §. 1. Logische und grammatische Kategorien.

Bei den Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts um Hebung der Deutschen Sprache konnte es nicht ausbleiben, dass man anfang nachzulassen, jede

<sup>\*)</sup> Die Erfindung einer Silbenschrift durch den Eingeborenen Sequoyah ist ein glänzendes Zeugnis für die Geistesanlagen seines Stammes. Nach Auffindung eines Briefes bei einem gefangenen Weissen, den dieser verlas, war jenes Indianers Sinnen und Denken Tag und Nacht nur auf die geheimnisvolle Macht des redenden Blattes gewandt, bis er endlich aus tiefer Zurückgezogenheit mit seiner Erfindung hervortrat und seinen schönsten Lohn in der von Elias Boudinot, einem Halbblütigen, herausgegebenen Zeitschrift in Englischer und Tsirokisprache, dem „Cherokee Phönix“ fand. Die erste Nummer dieses *Tsalaki tsulehisanühi* (die mir glücklicher Weise zugänglich geworden), erschien „New Echota Thursday February 21, 1828.“

Sprache durch das Farbenglas — nicht der Schätzung, aber der Überschätzung — classischen Altertums anzuschauen, wonach bisher die Deutsche als ein nicht ebenbürtiges Kind im väterlichen Hause nur geduldet nicht geachtet und durch das verwegene Herrschergelüste der Fremden im Gange ihrer Entwicklung gehemmt und beirrt worden war. Aber womit man den einmal üblichen Maßstab der Sprachen zu berichtigen und zu verallgemeinern suchte, war ein neuer Missgriff zu dem ersten. Denn indem man von der Ansicht ausging, dass die allgemeinen Denkformen, wie sie Grundlage alles Denkens seien, so auch die aller Sprache wären, suchte man in der Sprache nach dem Ausdruck für die logischen Kategorien, den man in den Flexionsformen vollständig zu finden vermeinte, und entwickelte (als ob der denkende Geist zugleich der sprachbildende sei), in einer sogenannten „philosophischen Grammatik“ statt einer Sprachwissenschaft eine Denkwissenschaft, von der noch bis auf die neuesten Zeiten die Vorstellungsweise sogar bedeutender Sprachlehrer sich nicht hat befreien können, und der doch in der Wirklichkeit nichts entspricht. Dass eine solche Ansicht so allgemeinen Beifall fand und nicht auf größere Widersprüche stieß, als sich wirklich entgegenstellten, lag einesteils an der (freilich ungeahnten) schwesterlichen Verwandtschaft der Germanischen Dialekte mit den Griechisch-Römischen, andernteils aber daran, dass der Indische Sprachstamm, dem sie alle angehören, allerdings der Verwirklichung der allgemeinen Sprachidee am nächsten gekommen ist und die Tafel der logischen Kategorien auf eine ziemlich vollkommene Weise widerspiegelt.

Die bloße Betrachtung der Chinesischen Sprache aber, welche in ihrer vollständigen Flexionslosigkeit die Vorstellungen ohne irgend eine andere Andeutung ihrer logischen Beziehungen als die einer strengen Wortfolge an einander reiht, hätte das ganze Gebäude dieser subjectiven Meinungen stürzen müssen, wenn man die Sprache eines Volkes, für dessen Zustände „Stillstand, Beschränktheit, Halbcultur“ lange beliebte Ausdrücke waren, einer Vergleichung gewürdigt hätte; und wie etwaige Widersprüche in den heimatlichen Sprachen beseitigt wurden, lehrt uns das Wort eines berühmten Philologen\*), welcher an der Sprache, wie an jeder menschlichen Erfindung ihre Gebrechen haften lässt.

Beweist uns nun auch ein solcher Ausdruck, wie befangen der Verfasser in der alten Auffassungsweise der Sprache sei, so ist er doch in so fern von historischer Wichtigkeit, als damit eingestanden wird, dass jene „philosophische Grammatik“ und die wirkliche Sprache nicht zusammenfallen, und leitet auf den Weg, auf welchem an der Stelle subjectiven Fürwahrhaltens, das Object selbst, die Sprache, als die Quelle der Erkenntnis angesehen wird, einen Weg, wie er nach

\*) G. Hermann, De emend. ration. Graec. gram.

den Resultaten der Studien unsers Jacob Grimm sich als einen überaus fruchtbaren und unumgänglich notwendigen erwiesen hat.

Doch wird auch dieser Weg zu einer Quelle neuer Täuschungen, wenn die durch Betrachtung der Sprache gewonnenen Ergebnisse zu dem umgekehrten Prozesse verwendet werden, nach welchem aus den Formen der Sprache das allein richtige Schema der Denkformen reconstruirt werden soll, da die logischen Kategorien eben so wenig alle Male eine entsprechende grammatische erzeugen,<sup>9)</sup> als sie umgekehrt von der Zahl der grammatischen Kategorien nicht überboten werden könnten.

Denn wenn den philosophischen Begriffen der Einheit, Mehrheit und Allheit in der Sprache nur ein Singularis und Pluralis, aber kein Totalis entspricht, so ist die grammatische Kategorie hinter der logischen zurückgeblieben, wie sich andererseits der Dualis und die Arabischen Collectivformen für drei, vier u. s. w. bis neun Gegenstände als Besonderheiten erweisen, welche von der Sprache geschaffen aber von den Denkformen nicht geboten wurden.

Dasselbe gilt von der grammatischen Kategorie des Genus, für welches der Nachweis einer entsprechenden logischen nicht glücken kann. Dennoch entwickelt — uneingedenk solcher Differenzen zwischen Logik und Grammatik — der Verfasser einer nicht ohne Geist versuchten Sprachphilosophie, aber ganz in der eben widerstrittenen Weise, aus dem grammatischen Geschlechte die logische Kategorie der Relation.<sup>10)</sup>

Sind die allgemeinen Denkformen Mitgift der Natur an die ganze Menschheit, so erscheinen die grammatischen Formen als nur der Völker Schöpfungen. Ihre Gaben im Innern scheu verschlossen gehalten von den Einigen durchblitzen als prunkende Zier die Sprachpaläste der Andern. In den höchsten Gegensätzen hierin stehen — was in der Folge erhellen wird — der den eigenen Lippen misstrauende, kalt reflectirende Verstand des Chinesen und der überallhin in sinnlicher Fülle künstlerisch bildende Sinn des lebensvollen Griechen.

<sup>9)</sup> Dennoch hält M. Schmidt in seiner sonst so trefflichen Abhandlung über den Infinitiv diesen letzteren schon darum nicht für ein Mittelding zwischen Substantiv und Particip. „weil sich logisch dafür gar kein Substrat finden lasse.“

<sup>10)</sup> Vorläufige Grundlegung zu einer Sprachphilosophie von S. Stern. „Wenn man die Ge- „schlechtsbezeichnung darum nicht als (Flexions-) Form gelten lassen will, weil sie nicht eine in „unserm Geiste begründete Auffassungsweise der äußeren Erscheinung bezeichne, sondern nur in einer „für diese zufälligen äußeren Erscheinung begründet sei, so widerspricht dieser Behauptung die voll- „kommene Übereinstimmung aller (?) Sprachen in dieser Bezeichnungsform, welche die Sprache als so „wesentlich anerkennt, dass sie nicht nur im Adjectivum, sondern sogar in vielen Formen des Verbums, „die darauf bezogen werden können, ihre entsprechende Form findet. Das Geschlecht ist also wesent- „lich und eine Form des Substantivs.“

## §. 2. Vorkommen des grammatischen Genus und Arten desselben.

Der Sprache nichts aufzureden, wovon sie nichts weiß,<sup>9)</sup> vermeiden wir es, sie zu interpretiren. Uns ihrer Leitung anvertrauend, fragen wir, was sie uns selber zeigen und lehren will.

1. Die schon oben angeführte Erscheinung des dreifachen Geschlechtes in den meisten Europäischen Sprachen erklärt sich aus ihrem Abstammungsverhältnisse von der gemeinsamen Asiatischen Mutter, dass sie also getrennt nur fortgeführt haben, was vor der Zeit ihrer Trennung schon bestanden. Es findet dieser dreifache Geschlechtsunterschied der Art statt, dass das männliche und weibliche Geschlecht der Wörter sich nicht ausschliesslich an die Namen belebter, sexualunterschiedener Wesen, sondern auch an die einer grossen Zahl lebloser Dinge kettet, für welche — scheint es — das dritte, sächliche Geschlecht nicht unpassend allein bestimmt worden wäre.

Was wir durch die Grammatik mit Genus commune und epicoenum zu bezeichnen gewöhnt sind, darf nicht als ein viertes und fünftes Geschlecht angesehen werden, sondern bezieht sich bei dem einen auf eine gleiche, weil unentwickelte Form für zwei geschlechtsverschiedene Wörter, die aber im bestimmten Falle, der Construction nach, sich immer nur als männlich oder weiblich erweist, bei dem andern auf eine bestimmt männliche oder weibliche Form, die nur durch einen widernatürlichen Process ihr ursprüngliches Geschlecht zu verläugnen gezwungen wird.

2. Jenseit des Mittelmeers, des Centrums früher, glücklicher Geistesentwicklung, treffen wir auf die Semitischen Sprachen, welche, wie schon an den diesseitigen Küsten die Romanischen Töchter<sup>10)</sup>, auf das Neutrum verzichteten, diese in Folge eines geschichtlich nachweisbaren Verlustes, jene — wie es scheint — aus niemals gefühltem Bedürfnisse. Sie verteilen die leblosen Dinge unter die beiden persönlichen Geschlechter und führen also consequent durch, was die Indo-Europäischen Stammsprachen nicht vollständig wagten. Da sich überall die Abstracta gern dem Femininum zuneigen, wächst in diesen Sprachen die Klasse der Feminina zu einer gröfsern Ausdehnung an, als ihnen den Masculinis gegenüber sonst wol würde zugestanden worden sein.

<sup>9)</sup> Städler's Wissenschaft der Grammatik lehrt, dass sich aus natürlichen Gründen „zwar in den Orientalischen (?) und in den Romanischen Sprachen nur die beiden positiven Geschlechter finden, in den übrigen (?) Sprachen dagegen auch das sächliche, dem natürlichen entgegen und es aufhebend.“

Protagoras, der zuerst das dreifache Geschlecht unterschieden haben soll, tadelt die Sprache (Homers), welche z. B. *μῆνις* weiblich brauche. —

<sup>10)</sup> Treffliche Ansichten finden sich in den beiden Schriften: Diefenbach, Über die Romanischen Schriftsprachen. Aug. Fuchs, Verhältnis der Romanischen Sprachen zur Lateinischen.

3. Schreiten wir über das neue Mittelmeer, das Thal der Atlantis, zu jenem neu entstandnen Schauplatze der Völkerentwicklung, so begegnen wir den überraschendsten Spracherscheinungen und zwar in Bezug auf unsern Gegenstand der, dass sich dem sächlichen Geschlechte ein ungetrenntes Masculinofemininum gegenüberstellt. Für die Anschauungsweise der Indianer zerfällt die ganze Natur in ein belebtes persönliches und in ein todttes unpersönliches Geschlecht. *Er* und *sie* wird nicht unterschieden und lautet z. B. dem Delawaren „*nekama*“ in beiden Fällen. Dagegen unterscheidet er das lebende Tier von dem todtten Werkzeuge und sagt: „*Ikka shingiesh-in n'dallemous*“, da liegt (es) mein Tier, aber „*ikka shingiesh-en n'tamahican*“, da liegt (es) mein Beil (Tomahawk).<sup>9)</sup>

Diese Unterscheidung von belebten und unbelebten Dingen geht so sehr durch die ganze Sprache, dass sie ihren Einfluss nicht nur auf verschiedene Wortarten, wovon später die Rede sein wird, sondern auch auf die Wortbildung aufsert, indem sich nach jener Unterscheidung sogar die Diminutivbildungen richten, und z. B. von *lenno* Mann: *lenno-tit* Männchen, dagegen von *wigwam* Haus: *wigwam-es* Häuschen abgeleitet wird. In ähnlicher Unterscheidung heißt in der Sprache von Massachusetts<sup>10)</sup> die Pluralform zu *wosketomp* Mann: *wosketomp-aog*, aber zu *menutheg* Hand: *menutheg-ash*, während in der Mexikanischen Sprache die Mehrzahl belebter Gegenstände durch die Endungen *me*, *tin* oder *que*, die der unbelebten hingegen durch *miec*, viel ausgedrückt wird (z. B. *ichcatl* Schaf, Plur. *ichcame*, *maatl* Hand, Pl. *maatl miec*), eine Bildungsart, wie sie sich ähnlicherweise in fast allen Indianersprachen wiederholt.<sup>11)</sup>

4. Auf unserer Wanderung nach Westen kommen wir von der Amerikanischen Race und Sprache zu der der Mongolen in Asien. Im höchsten Norden, auf den Eisfeldern des Behringsmeeres, stoßen beide Menschenschläge mit ihren Sprachen zusammen. Westwärts zieht sich über tausend Meilen die Mongolische Race †) hin als Tungusen, Buriäten, Kalmyken, Tataren, denen sogar die Kaukasischen Magyaren und Türken sprachpflichtig worden sind. Auf dem weiten Gebiete von den Tschuktschen im äußersten Ostasien bis zu den Finischen Lappen und den Türken am Adria-See findet sich kein Dialekt, der

<sup>9)</sup> Pickering, The Ind. lang. of America.

<sup>10)</sup> Eliot's Grammar of the Massachusetts Indian language. 1666 Cambridge; abgedruckt in den Collections of the Massachusetts Historical Society. 1822.

<sup>11)</sup> Abweichend von der im Amerikanischen allgemein üblichen Teilung in ein persönliches und sächliches Geschlecht zeigen die Pampassprachen (die Mbaya- und Abiponische Spr.) die Zweiteilung in ein Masculinum und Femininum. — Über die Betoisprache am Orinoco, welche zu diesen zwei Geschlechtern auch noch ein Neutrum hinzufügen soll, und also die einzige unter den Indianersprachen mit einem dreifachen Geschlechte wäre, sind mir die Quellen leider unzugänglich geblieben.

‡) J. Klaproth, Asia polyglotta; nebst Sprachatlas.

W. Schott, Versuch über die Tatarischen Sprachen.

ein grammatisches Genus ausgebildet hätte. Eine leise Andeutung von einer Unterscheidung belebter und unbelebter Gegenstände, die in Amerika normal war, findet sich vereinzelt bei den Mandschuren, insofern sie Namen belebter Wesen im Pluralis durch die Endungen *sa* (*se, si*), *ta* (*te*) *ri* (z. B. *wang* König, *Plurwangs*, *deo* der jüngere Bruder, Pl. *deote*, *mafa* Großvater, Großmutter, Pl. *mafari*) kennzeichnen, die Plurale der Namen lebloser Gegenstände hingegen durch Partikeln, die eine Menge angeben, wie *tome*, *tumen*, *gemu* (z. B. *tumen dschaka*, alle Dinge — eigentlich 10000 Dinge —) ausdrücken. Indessen wird doch auch die Mehrzahl belebter Wesen — da in den Mongolisch-Tatarischen Sprachen überhaupt nicht von eigentlicher Flexion<sup>o)</sup> die Rede ist — durch Partikeln bestimmt, unter denen jedoch wieder *sei* und *urse* ausschließlich den Namen der Menschen beigefügt zu werden scheinen. (Daher *niyalma sei* und *niyalma tome* alle Menschen, aber nur *khatschin tome ferguetschuke ombi*, alle diese Dinge sind wunderbar.)

Eine ähnliche Unterscheidung in der Pluralbildung bietet der Kalmykische Dialekt (*nar ner* für vernünftige Wesen, *d* oder *s* für andere Gegenstände,) und auch wol noch andere Mundarten dar; immer aber nur als vereinzelte Erscheinungen, welche den allgemeinen Mangel des grammatischen Genus in diesem weitverbreiteten Sprachstamme nicht verdecken können.<sup>oo)</sup> Daher heißt im Magyarischen *tanító* Lehrer und Lehrerin, *oroszlány* Löwe und Löwin, und der Artikel (*az*), ein späterer Luxus der Sprache, hat durchaus nichts mit einer Genusunterscheidung zu thun. Ebenso bedeutet im Türkischen *ehl* Gemahl und Gemahlin, *arslan* Löwe und Löwin, und das Adjectivum bleibt ohne Flexion: *bir ekber er*, ein großer Mann, *bir ekber awret* eine große Frau, *bir ekber balkan* ein großes Gebirge.

5. Zu der Mongolischen Race gehört auch das Volk der Chinesen, deren Sprache indessen nicht nur von den eben betrachteten Mongolisch-Tatarischen bedeutend abweicht, sondern auch mit allen übrigen im grellsten Contraste steht; aber darin bleibt sie den Nordasiatischen Sprachen nahe, dass auch sie auf eine Angabe des grammatischen Genus vollständig Verzicht leistet. Gleicht diese Un-

<sup>o)</sup> Vergl. De la Gabelentz, Grammaire Mandchoue.

<sup>oo)</sup> In einer von dem Russen Davidoff, während seines Aufenthaltes bei den wenig bekannten Bewohnern der Kurilen und der Insel Sachalin veranstalteten Wörtersammlung steht *tana angura er*, und *tana mino go* sie (fem.), welche Unterscheidung also die obige Auseinandersetzung teilweise zu widerlegen scheint. Eine genaue Durchsicht dieser Sammlung (die wie mir scheint nur mit großer Vorsicht gebraucht werden darf) lässt mich glauben, dass *tana* der — beiden Geschlechtern gemeinsame — Pronominalstamm sei, während *angura* jedenfalls eine Zusammensetzung mit *gura*, Mensch, Mann ist, *mino-go* aber verbunden Frau bedeutet, so dass also der Verfasser die Wortverbindungen dieser Mann und diese Frau für die Pron. *er* und *sie* gehalten hat.

Ein ähnlicher Missverständnis herrscht in des Missionärs Trekeld *Specimens of a Dialect of the Aborigines of New South-Wales*, wo *newwoah* und *bo-untoah* für *er* und *sie* ausgegeben werden.

terlassung bei jenen Sprachen einer freiwilligen Entsagung, so wird sie in der Chinesischen Sprache zur Notwendigkeit. Jeden Ausdruck einer grammatischen Beziehung verschmähend, hat sie sich auf dem Standpunkte wurzelhafter Einsilbigkeit erhalten, die es zur Unmöglichkeit macht, zum Zwecke der Genusbezeichnung am Stamme eine Veränderung vorzunehmen, ohne zugleich die Wortbedeutung zu vernichten. Auch mag eine Sprache, welche dem Hörer die viel schwierigere Geistesarbeit der Synthesis der Vorstellungen zumutet, um so viel eher des Luxus einer Geschlechtsbezeichnung entraten.

Im Süden der Wohnplätze der Mongolen, jenseit des Himälaja und Hindukuh, gelangen wir zu dem schönsten Blatte der Lotusblume, unter deren Form dem Indier Asien erscheint, zum Ursprunge des Indo-Europäischen Sprachstammes und somit zum Ausgangspunkte unserer Betrachtung. Die wenig bekannten Sprachen der Eingebornen Afrikas und der Südseeinseln darf ich um so eher übergehen, als ihnen allen — wie es scheint — ein grammatisches Genus abgeht.<sup>5)</sup>

Haben wir durch diese Erdumwanderung die gleichsam geographische Verbreitung des Sprachgeschlechtes kennen gelernt, mit dem Erfahrungssatze zurückkehrend, dass dasselbe kein notwendiges Moment der Sprache sei, sondern nur bei verhältnismäßig wenigen Völkerstämmen — zumal in der Blüte einer dreifachen Gliederung — gefunden werde, so haben wir nun zu untersuchen:

### §. 3. Welches der Umfang des Gebietes dieser Erscheinung innerhalb der einzelnen Sprachen sei.

Als der eigentliche Sitz des Geschlechtes kann überall nur die Wortart angesehen werden, welche die Dinge, als an denen das Geschlecht haftend gedacht wird, bezeichnet. Das sind die Substantiva. Zeigen sich Geschlechtsformen auch noch an andern Redetheilen, so ist dies als eine Uebertragung der Erkennungszeichen zum Zwecke der Uebereinstimmung zwischen Substanz und Attribut anzusehen, durch welche das Gebiet des Genus vergrößert und seine Wirkung in der Sprache gesteigert wird.

Zuvörderst fragen wir nach der in den verschiedenen Sprachen auch verschiedentlich statthabenden Verteilung der Geschlechter unter die

Substantiva. Eine Tabelle, in welcher die Substantiva der Sprachen ihrer Bedeutung und Zahl nach geschlechtsvergleichend aufgezählt würden, müsste

<sup>5)</sup> In der Tongalischen Sprache der Freundschaftsinseln wird der Plur. belebter Wesen zuweilen durch *can* oder *tunga* näher bestimmt. —

Die Angabe des Vorkommens eines männlichen und weiblichen Artikels in der Sprache der Neuseeländer will mir bedenklich erscheinen. — Der Artikel an sich kommt auch sonst noch — z. B. auf Owaihi — vor. (Chamisso, Hawaische Sprache.)

einen interessanten Blick in die Auffassungsweise der Völker gestatten. Doch ist dabei zu erinnern, dass in den späteren Epochen der Sprachen die Geschlechter oft wechseln, oft sogar ganz verschwinden, ohne dass diese Umgestaltungen durch eine veränderte Vorstellungsweise bedingt würden.<sup>\*)</sup> Es mag daher diese ohnehin grofsenteils mechanische Arbeit anderen Kräften überlassen bleiben, und nur einige Andeutungen mögen folgen.

Für die Amerikanischen Sprachen ist die angeregte Frage sehr leicht zu erledigen, da Leben und Unbelebtheit der Einteilungsgrund für die beiden Geschlechter sind. Auch ist leicht einzusehen, dass das unpersönliche Geschlecht bei der grofsen Zahl unbelebter Dinge das überwiegende sein werde. Wenn das persönliche Geschlecht in vielen Dialekten auch auf die Gestirne und gröfseren Gewächse Anwendung findet, so giebt ersteres einen interessanten Beleg, wie sich der Indianer den Himmelsraum mit schikksallenkenden Wesen erfüllt denkt; die Übertragung des persönlichen Geschlechts auf Baum und Strauch aber hat denselben Grund, wie wenn in unsern Sprachen das Masculinum und Femininum auch bei Sachen Platz greifen und die unverhältnismäfsige Ausdehnung des Neutrums zum Vorteil der Symmetrie beschränken. Näheres darüber werden die folgenden Abschnitte bringen.

Überlegt man, dass die in den Sprachen mehr und mehr wachsende Zahl der Abstracta sich einer sinnlich lebendigen Auffassung entziehen, so erklärt sich ihre Neigung zu dem weniger energischen Femininum und in ihrer höchsten Potenz der Abstraction und Allgemeinheit zu dem schwächsten Geschlechte, dem Neutrum. (Man vergleiche: *die* schwindende Schönheit und *das* unvergängliche Schöne.)

Vergleichen wir genauer die Zahlenverhältnisse des Genus für einige der Indo-Europäischen und Semitischen Sprachen, so verhalten sich meiner Zählung nach die Geschlechter etwa folgendermassen zueinander:

	Masc.	Fem.	Neut. oder	Masc.	Fem.	Neut.
Im Sanskrit . . . . .	10	5	8	11	5	8
Im Griechischen . . . . .	10	12	6	4	5	3
Im Lateinischen . . . . .	10	11	6	5	5	3
Im Gothischen . . . . .	10	12	7	4	5	3
Im Althochdeutschen . . . . .	10	9	5	6	5	3
Im Neuhochnochdeutschen . . . . .	10	9	4	6	5	2
Im Russischen . . . . .	10	9	4	6	5	2
Im Lettischen . . . . .	10	7	—	7	5	—

<sup>\*)</sup> In den Romanischen Sprachen ist das Neutrum meist zum Masc. geworden. Die Dänische und Englische Sprache retteten wenig vom Sprachgeschlechte; die Neupersische liess es ganz untergehen.

	Masc.	Fem.	Neut.	oder	Masc.	Fem.	Neut.
Im Italischen	10	11	—		5	5	—
Im Spanischen	10	9	—		6	5	—
Im Französischen	10	7	—		7	5	—
Im Hebräischen	10	7	—		7	5	—
Im Arabischen	10	7	—		7	5	—

Darnach hat noch das Sanskrit die meisten Masculina und die wenigsten Feminina; das umgekehrte Verhältnis erstand im Griechischen, Lateinischen und Gothischen. Das reinste Ebenmaß hat das Griechische, Lateinische und Gothische; dem Neuhochdeutschen und Russischen fehlt es an Neutra.

Unter den Sprachen mit eingebüstem Neutrum hat die Italische wieder schöne Symmetrie hergestellt. Die andern Romanischen und ebenso die Lettischen haben die früheren Neutra zum größern Theile dem Masculinum zugewiesen. In dem Verhältnisse von 7 : 5 stimmen auch die Semitischen Substantiva.

Außer an der Stammform des Substantivs zeigt sich das grammatische Genus auch in der

Declination, welche für das Femininum breitere, voller tönende Endungen liebt als für das Masculinum und Neutrum, ein Umstand, der in dem desorganisirten Zustande der lebenden Sprachen nur noch dunkel erkannt wird und schon im Lateinischen nicht mehr überall zur Geltung kommt, deutlicher aber aus dem Griechischen und besonders aus dem Sanskrit hervorgeht. Man vergleiche zu dem richtigen *ā* in *incolū*, *incolāi*, *incolām* die erst später eingetretene Kürze des weiblichen *terrā*, *terrāi*, *terrām*, welcher im Griechischen die gesetzmässige Länge entspricht: *χώρα*, *χώρας*, *χώραν*. Während aber im Lateinischen das weibliche *sitis*, *sitiim* mit dem männlichen *hostis*, *hostem* (für *hostim*) zusammenfällt, und im Griechischen gleichfalls sich beide Geschlechter (z. B. *πόσις-πόσιν* mit *πόλις-πόλιν*) vermischen, hält das Sanskrit dagegen das männliche *patīs* (Gatte), Acc. *patim* von dem weiblichen *purī* (= *πόλις*), Acc. *purim* streng auseinander.\*)

Da indessen die Declination eine eigentliche Ausbildung nur in dem Indischen Sprachstamme erfahren hat, dessen Declinationsverhältnisse aber genügend aus dem Griechischen und Lateinischen bekannt sind, so können dieselben hier übergangen, die wichtigsten Punkte aber an geeigneter Stelle nachgeholt werden.

Pronomen. Im Indo-Europäischen Sprachstamme wird ursprünglich in keiner Person das Genus unterschieden. Frühzeitig jedoch ist das Pronomen der

\*) Während im Sanskrit die weiblichen *ā*-Stämme ihre Länge wahren, verkürzen auch schon in dieser Sprache einige Feminina in *i* (und sogar in *u*) ihren Vocal.

ritten Person<sup>o)</sup> durch ein Demonstrativum verdrängt worden, das als ein Pron. adjectivum allerdings das Sprachgeschlecht annimmt und zwar, wofern sie sich erhalten haben, in allen drei Numeri; nur dass in einigen Casus das Neutrum mit dem Masculinum (zuweilen auch mit dem Femininum<sup>oo)</sup>) zusammenfällt.

Der Pluralis zeigt in einigen Germanischen Dialekten (wie im Mittelhochdeutschen und Niederländischen) nur zwei Formen für die drei Genera, während diese zwei Formen bei uns jetzt zu einer zusammengesunken sind. In der Lettischen Sprachfamilie, sowie in den Keltischen<sup>ooo)</sup> und Romanischen, ist das Neutrum vernichtet, im Dänischen aber das Neutrum erhalten und das Femininum eingebüßt worden. †)

Hierher gehören auch die wenigen Amerikanischen Sprachen, welche statt des persönlichen und unpersönlichen Geschlechts ein Masculinum und Femininum wie die Mixtekasprache (*ta er, ña sie*) oder die Arawakische (*lü oder likia er, tü oder türeha sie, es*) aufweisen.

Über zwei und zwar über die zweite und dritte Person verbreitet finden wir das Genus im Semitischen Stamme, der gleichsam durch sinnvolle Mannigfaltigkeit der Anwendung zu ersetzen sucht, was ihm an Zahl der Geschlechter abgeht.

Aus vielleicht ähnlichem Drange schufen die Littanische und die Spanische Sprache, die das Neutrum verloren haben, wie zum Ersatz jene Formen, durch welche das Genus auf die zweite und sogar auch auf die erste Person übertragen ward. So fern aber dem Indischen Sprachstamme solche Uebertragung nicht eigentümlich ist und von den übrigen Gliedern auch nicht gekannt wird, so müssen die Littauischen Dualformen *muddu m.* und *mudvi f.* wir beide und *judu m.* *judvi f.* ihr beide, sowie die Spanischen Plurale *nosotros, nosotras* und *vosotros, vosotras* in ihrer geschlechtlichen Unterscheidung als unorganische Sprachschöpfungen einer spätern Zeit angesehen werden.

<sup>o)</sup> Spuren von jenem geschlechtslosen Pronomen haben sich in allen hierher gehörigen Sprachen erhalten; im Sanskrit z. B. das indecl. *swa-jam* selbst, im Dorischen  $\sigma\sigma\acute{o}-\varsigma$ , im Lat. *i-pse*, (für *i-spe* aus *i-sve*, wie *viv* für *viv*); mit ausgestoßenem *v* (Digamma) in  $\acute{\epsilon}$ ,  $\acute{o}$  aus  $\sigma\sigma\acute{\epsilon}$ ,  $\sigma\sigma\acute{o}$ , wobei  $\sigma$  zum Asper (wie ja häufig) geworden. Ebenso im Lat. *sibi, se*, für *svibi, sve*; Goth. *sē-s, si-k*, Deutsch *si-ch*; mit vocalisirtem *v* in *saus*; Franz. *son* etc.

<sup>oo)</sup> Der Nom. und Acc. des Sanskritduals gleicht im Neutrum denselben Casus des Fem. — Ebenso im Zend.

<sup>ooo)</sup> Bopp, Über die Keltischen Sprachen. — Pictet, De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit.

†) Die Sprache der Albaner, über deren Verwandtschaft mit den übrigen Sprachstämmen die Etymologen noch nicht einig sind, zeigt — mitten unter Sprachen ohne grammatisches Genus gelegen — ein dreifach unterschiedenes Geschlecht (*ai er, aytò sie, arà es*; Plur. *arà, arò, arò*). So wird auch von dieser Seite her ein gewichtiger Beleg für ihren Indischen Ursprung gebracht.

Noch ist auf eine merkwürdige Erscheinung bei dem Interrogativum aufmerksam zu machen, welches den Gegensatz eines persönlichen und unpersönlichen Geschlechts selbst in den allerverschiedensten Sprachen kund giebt. Bekannt ist das Gr. *τίς, τί*, das Lat. *quis, quid*, das Deutsche *wer, was*, welches freilich in seinem frühesten (Gothischen) Zustande in den Formen *hwas, hwô, hwa*<sup>o</sup>) die drei Geschlechter sondert, während sie schon im Althochdeutschen zu *hwër* m. f., *hwax* n. zusammenschmelzen. Denselben Gegensatz zeigt das Neupersische und Armenische, die doch sonst ihr früheres Genus ganz aufgegeben haben. Hebr. *יך* und *מה* wird nicht nach Masc. und Fem. sondern nach Person und Sache gesondert, ja selbst in den grammatisch-geschlechtslosen Tatarischen Sprachen (Mand., Mong., Georg., Türk., Magyar., Finn.) wird ein persönliches *wer* von einem unpersönlichen *was* unterschieden, ein Beweis, wie eindringlich dieser Gegensatz der Schöpfung auf Sinn und Vorstellung der Menschen wirkte.

Adjectivum qualitativum und quantitativum (Numerale). Die Indisch-Europäischen Sprachen lassen auch das Adject. mit den Geschlechtsendungen des Substantivs congruiren.<sup>oo</sup>). Das Neudeutsche Adject. verzichtet zuweilen darauf (nämlich wenn es praedicativ gebraucht wird), das Englische immer. — Von den Keltischen Familien unterscheidet die Gaelische Sprache ihr zweifaches Geschlecht nur an primitiven Adjectiven, z. B. *dlu* m., *dhu* f. wahr.

Auch im Semitischen nimmt das Adject. Teil an der Motion, wie gleicherweise von den Amerikanischen Sprachen die schon erwähnten, ein Mascul. und Femin. unterscheidenden Dialekte der Arawaken und Abiponen.

Die Zahlwörter, namentlich die ersten drei oder vier, im Semitischen sogar die ersten zehn, ferner die Hunderte, die Ordinalia u. s. w. werden gleich den Adjectivis qualitativis in fast allen geschlechtsunterscheidenden Sprachen movirt.

Verbum. Da die Pronomina personalia im Sanskritstamme, wie oben erwähnt worden, geschlechtslos sind, und die Verballexion durch Suffigirung jener Pronomina entstand, so bleibt auch das Verbum finitum ohne Geschlechtsbezeichnung. Es ist leicht einzusehen, dass dies Gesetz nicht gefährdet wird durch Formen wie *expugnata (us, um,) est*, wo das Mittelwort Eigenschaften des Adjectivis participirt, oder durch Verbalformen analytischer Sprachen wie *elle est occupée*, in welchen das Verbum finitum geschlechtslos ist und nur das Participium das hinzutretene Pron. adjectivum das Genus verrät.<sup>ooo</sup>)

<sup>o</sup>) Sanskrit: *kas, kâ, kim*.

<sup>oo</sup>) Zu den Indischen Sprachen ziehe ich auch das Albanische, dessen Adject. eine dreifache Geschlechtsform hat, z. B. *imiççe, imiççegja, tëmiççete* gut, *imáç, imáçe, tëmáçe* groß, *oçta, çiotiçja, çár* dein. (Xylander, Sprache der Albanesen.)

<sup>ooo</sup>) Wenn in einigen Slawischen Dialekten der Dualis zwei geschlechtsverschiedene Endungen

Im Semitischen haben die Pronomina zweiter und dritter Person grammatisches Genus. Es überträgt sich daher dasselbe durch die Pronomina affirmativa auch auf die Verballexion und zeigt sich außer im Imperativ auch im Praeteritum und Futurum, teils in einer teils in zwei Personen, teils nur in einem teils in mehreren Numeris.

Ganz anders in den Amerikanischen Sprachen. Da der Unterschied der Persönlichkeit und Sächlichkeit (mit Ausnahme der oben erwähnten Diminutivformen) nicht lautlich am Substantivum haftet, sondern sich nur in der Art von den Dingen zu reden äußert, so zeigt sich jener Unterschied beim Verbum in der Wahl derselben, indem z. B. im Delawarischen gesagt wird *lenno newau* (Mann ich - sehe - ihn), *tscholens newau* (Vogel ich - sehe - ihn), dagegen von unbelebten Dingen *amochol nemen* (Nachen ich - sehe - ihn), *wigwam nemen* (Hütte ich - sehe - sie).

Nur darin haben diese Verba einige Ähnlichkeit mit den Semitischen, dass sich auch bei ihnen das Genus an affigirten Pronomina zeigt. So bezeichnet in *newau* und *nemen u* das persönliche, *en* das unpersönliche Geschlecht, wie ähnlicherweise in den oben angeführten Beispielen *ikka shingieshin* und *shingieshen* an dem Affixum *in* und *en* das Geschlecht erkannt wird.

#### §. 4. Resultate der bisherigen Betrachtungen.

Will unsere Zeit nicht einer ähnlichen Beschränktheit geziehen werden, wie das classische Altertum, das ohne weiteres alle Nachbarsprachen barbarisch nannte und zum unersetzlichen Schaden der Sprachwissenschaft keiner Kenntnissnahme würdigte<sup>9)</sup>, und wollen wir die weitverbreiteten Sprachen der Tataren, Chinesen, Indianer trotz mancher ihrer großen Vollkommenheiten<sup>10)</sup> nicht rohes „Tiergeschrei“ nennen, so erwachsen der allgemeinen Grammatik folgende Erfahrungssätze:

- A. Logische und grammatische Kategorien fallen nicht zusammen.
- B. Die grammatische Kategorie des Sprachgeschlechtes ist kein notwendiges Moment der Sprache.

zeigt oder das Praeteritum (*on byl, ona byla, ono bylo* er, sie, es war) am Verbum finitum alle drei Genera ausdrückt, so sind solche Formen als spätere unorganische Schilderungen einer Urform anzusehen, die sich in den übrigen verwandten Familien in ihrer Einheit und Reinheit erhalten hat.

<sup>9)</sup> Ovid in seiner Verbannung in Tomi überliefert uns von den Gothen nichts als die Worte *matjam jah drigkam* (essen und trinken wir), durch welche, wie er klagt, zechende Krieger seine Muse verscheuchten.

<sup>10)</sup> „The pride of civilization is reluctant to admit facts like these in their utmost extent, because they shew how little philosophy and science have to do with the formation of language.“ — P. Stephen du Ponceau: The language of the Lenni Lenape.

C. Es zeigt sich, wo es überhaupt vorkommt.

I. als persönliches Geschlecht	} 1) als männliches Geschlecht, 2) als weibliches Geschlecht,
(bei lebenden Wesen)	
II. als unpersönlich. Geschl.	} d. h. 3) als sächliches Geschlecht.
(bei leblosen Dingen)	

D. Das persönliche Geschlecht greift auch bei leblosen Dingen Platz.

E. Sitz des Genus ist das Substantiv. Als Congruenzform erscheint es am Pronomen, Adjectivum, (Numerale) und Verbum.

F. Ohne alles Genus sind die Sprachen der Chinesen, Tataren, Afrikaner, Australier.

Ein persönliches und unpersönliches Geschlecht zeigen die Amerikanischen Indianersprachen.

Nur persönliches, aber in männliches und weibliches getrenntes Geschlecht haben die Semitischen Sprachen.

Persönliches (in männliches und weibliches getrenntes) und unpersönliches Geschlecht ist das Eigentum des Sanskritstammes.

## II.

Wie interessant auch schon die bloße Betrachtung der geschilderten Verhältnisse ist, so kann jedoch die Sprachwissenschaft hierbei nicht stehen bleiben, sondern muss versuchen, Rechenschaft von den Gründen zu geben, die hier nicht einmal dem Unentbehrlichsten, den logischen Kategorien, in den Sprachformen Ausdruck verschafften, und dort von den Denkformen ungeforderte Sprachformen verschwenderisch bildeten, Rechenschaft von den Gründen, die hier einen Luxus der Sprache, wie eine ungehörige, rohe Pracht ihr flitterhaft aufhefteten und dort denselben eng mit dem übrigen Material verknüpften und in ihrem Haushalte den Anschein des Nützlichen gaben.

Wie aber das bloße Aufstellen verschiedener Formationen keine Einsicht in den Sprachbau verschafft, eben so wenig führt ein abstractes Raisonement, ohne durch wirklich nachweisbare Thatsachen unterstützt zu werden, zu einem gewünschten Ziele. Die Sprache in ihrem innersten Gedanken zu fassen, dem Schlage ihres Herzens nachzuspüren, wird sich die Empirie mit der Philosophie vereinen müssen. So vielleicht mögen wir, an der Hand der Sprache in das Dunkel der Zeiten, in die Epoche der Sprachentstehung hinabsteigend die Arbeit des sprachbildenden Geistes in seiner Werkstätte zu belauschen, aus der Fülle der Erscheinungen das allgemeine Gesetz erkennen.

Hier aber ist eine der vielen Schranken, an welcher die Natur dem Menschengeiste zurnt: Bis hierher und nicht weiter! Den mag man beglückt nennen,

dem es nach redlichem Mühren, bei hoher Genialität gelang, einen flüchtigen Blick durch den geheimnisvollen Schleier zu thun, mit welchem sich — scheu vor den rohen Blicken der unheiligen Menge — die Mysterien der zeugenden Natur verhüllen.

Wie vermöchte ich, selber mich stützend auf die Arbeiten der Meister, beim Beginn meiner Untersuchung derer nicht zu gedenken, denen die Gunst der Götter mit nicht irdischem Auge zu sehen vergönnte, wie möcht' ich vor Allen des Mannes nicht gedenken, der unsere Deutsche Philologie geschaffen<sup>\*)</sup>, seit er durch eine meisterhafte historische Entfaltung der Germanischen Dialekte das Verständnis unserer heutigen Sprache durch die älteste schriftlich aufgezeichnete Mundart unserer Vorfahren, der christlichen Westgothen, vermittelte, und der Germanischen Völker Ursprung rückwärts bis auf die dunkle Zeit ihres Auszugs aus Asien verfolgte.<sup>\*\*)</sup>

Auf halbem Wege begegneten sich seine und die trefflichen Untersuchungen Bopps<sup>\*\*\*)</sup>, der von Indien aus die Kinder der gemeinsamen Mutter auf ihren Zügen nach dem Abendlande verfolgte, den Blick von dem beschränkten Kreise der Griechischen und Lateinischen Sprache über den ganzen Indischen Stamm lenkte und die Völker Europas, ihres Ursprungs längst vergessen, sich als Geschwister erkennen lehrte: Unter ewig heitrem Himmel hatte die Eine ihre Tempel in edelsten Mafsen mit lautrem Sinn für alles Hehre und Schöne gebaut. Streng und mächtig herrschte die ältere Römische Schwester, bis der mündig gewordene Germane ihren Thron zerbrach, aber ihrer überlegenen Bildung sich fügte. Auf den Trümmern ihrer Herrschaft erhob sich der Glanz Germanischer und Romanischer Reiche. Als Nachgeborene erschienen und verkümmerten Letten und Preussen. †) Mit jugendlicher Kraft drängt und wächst der Jüngste des Stammes, der Slawe. Aber wer sind die dürftigen Bewohner der Alpenhänge und des mitternächtigen Kymeriens? Brüder sind es, Erstgeborene, untergegangen in Hilflosigkeit, die zu früh an Jahren, zu jung an Kräften aus dem Wunderlande Indien den Wanderstab in das dürftige „dunkle“ Europa gesetzt!

So deckte die Sprache den Zusammenhang der Europäischen Völker, den die Geschichte vergessen, von neuem auf und ward zum Demantring, an dem die Brüder sich wiedererkannten!

\*) J. Grimm, Deutsche Grammatik.

\*\*) J. Grimm, Geschichte der Deutschen Sprache.

\*\*\*) Fr. Bopp, Vergleichende Gram. des Sanskrit. Nach Einführung der Sanskritsprache in Europa durch die Engländer Wilkins und Jones verdanken wir Fr. v. Schlegel ihren Anbau unter den Gelehrten Deutschlands (Sprache und Weisheit der Inder; Indische Bibl.), dessen Arbeiten aber allerdings nun durch Bopp's Forschungen in den Hintergrund getreten sind.

†) Vater, Die Sprache der alten Preussen.

Doch noch seiner muss ich gedenken, des Mannes, den die Wissenschaft zu ihren schönsten Zierden zählte, der er zu früh entrissen ward: **Wilhelm von Humboldts**, der uns in seinem letzten Werke die höchsten Resultate einer das ganze Sprachgebiet berührenden Forschung hinterlassen!

Durch solcher Männer, zumal des Letzteren Arbeiten — gleich Evangelien der Wissenschaft — lernen wir erkennen, was längst das Christentum gepredigt, dass wir Menschen Brüder sind, und unsere Heimat ist, so weit die Menschenzunge klingt, dass uns verwandt ist, wer in seinen Lauten sagen kann: „Liebet euch untereinander,“ Worte, von unsern Aposteln — während im eigenen Erdteile die Söhne sich befeinden — als eine frohe Botschaft des himmlischen Friedens selbst nach den entferntesten Gestaden zu den einsamen Inseln des stillen Meeres getragen!

Durch die Verbreitung des Christentums und Uebersetzung unserer heiligen Bücher in die Sprachen der entferntesten Völker und Horden haben die Eigentümlichkeiten dieser Sprachen auf die bisher als unantastbar gegoltenen Sätze der philosophischen Grammatik ganz außerordentlich modificirend wirken müssen, und der unermüdliche Fleiß und der geniale Blick einzelner Männer der Neuzeit hat mit der Bearbeitung fremder Sprachen eine neue Zeit oder besser die Zeit für eine wahre Sprachwissenschaft herbeigeführt, durch welche eine Menge von grammatischen Axiomen als haltlose erkannt und somit aufgegeben oder berichtigt werden mussten.

Nach diesen einleitenden Worten, welche nichts mehr und nichts weniger bezweckten, als den befangenen Blick vom classischen Athen und Rom über die Sprachen der ganzen Erde hinwegschweifen zu lassen, geh' ich zur Begründung des gramm. Geschl. aus der Entwicklung der Sprache über.

### §. 1. Ursprung der Sprache. Wurzelbildung.

Das Jahrhundert des Streites über den Ursprung der Sprache, bei welchem sich die Plattheiten des Raisonnements (zumal in Maupertuis', des Präsidenten der Berliner Akademie, unglücklichen Versuchen \*) zu überbieten schienen, haben wir glücklich hinter uns. Die Ansicht von einer Anerschaffung der Sprache war derjenigen von einer Erfindung derselben gewichen; Herders Preisschrift und Adelungs Ansichten sind bekannt; von Erfindung sprach noch Gottfr. Hermann.

Der Mensch erzeugte sie, ist der Ausdruck der neuern Zeit, aber über das Wie der Erzeugung sind die Ansichten nicht im Einklang. Die Sprache von allgemeinen Begriffen, von „Thätigkeits- und Seinsbegriffen“ vom „Es“ u. s. w.

\*) Académie des sciences. 1754.

ausgehend zu denken, lässt sich nicht billigen, sofern dadurch der Menschheit eine Höhe geistiger Entwicklung und Überlegungskraft für die Urzeit unterstellt wird, welche erst — und zwar durch die Sprache den spätesten Epochen vorbehalten war.<sup>9)</sup> Naturgemäßer dünkt mir der entgegengesetzte Weg, wo der Mensch nur mit den Anlagen zur Entwicklung ausgerüstet, Stufe um Stufe Gedanken und Sprache entfaltet, und zuletzt da aufhört, wo die Gegner ihn beginnen lassen.

W. von Humboldt fasst die Sprache als „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“ und zeigt sie uns somit als ein fort und fort werdendes, niemals abgeschlossenes Werk.<sup>10)</sup> Und natürlich, mit der Entwicklung der Menschheit zum Selbstbewusstsein, mit welcher Hegel die Geschichte identificirt, muss die Sprache als der unmittelbare Ausdruck des selbstbewussten Geistes parallel laufen, und ihr Begriff sich aus den Momenten eines gradweisen Aufsteigens von einem Minimum der Geistes- und Sprachbildung des Menschen zur relativen Höhe derselben zusammensetzen.

Ist unter den menschlichen Vermögen die Empfindung — als die unterste seiner Seelenthätigkeiten — in den Uranfängen des Menschengeschlechtes die vorherrschende, so genügt zu ihrem Ausdrucke der Vocallaut, höchstens diphthongirt oder aspirirt; a, au, hu, ach u. dgl. sind die Sprachtöne der Empfindung.

Bald tritt die Nachahmung der Schalle der Natur hinzu, und es beginnt das Spiel der Sprachorgane, die bald den Consonanten erzeugen. Auf menschlichen Lippen veredelt sich der nachgeahmte Schall, und nur erst über den frühesten Naturstand hinweggerückt, verschmäht der Mensch die reine Nachahmung tierischer Laute und vergeistigt seine Sprachgebilde zum menschlichen Ausdrucke seiner Wahrnehmungen.<sup>11)</sup>

Chaotisch schweben die Erscheinungen vor ihm her, und nur den sinnlich eindringlichsten kann die Aufmerksamkeit folgen. Aber indem er ihnen nacheinander Namen giebt, sondert er sie, erfasst sie, prägt sie sich ein. Nicht mit Überlegung wählt er die Namen, sondern jeder lebendige Eindruck erzeugt wie von selbst bei dem sinnlich regen Naturmenschen sogleich seinen Ausdruck, und der rege Sprachtrieb producirt fort und fort, sich der eigenen Kraft und seiner Schöpfungen freudig.

Noch sind die Sprachgebilde nur Ausdrücke einer ungetheilten Anschauung; nicht Namen für die einzelnen Dinge und für ihr jeweiliges Verhalten, sondern

<sup>9)</sup> F. Bekker's Ausführliche Sprachlehre; ferner Organism d. Sprache. Schmitthener's Ursprachlehre.

<sup>10)</sup> W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.

<sup>11)</sup> Sonach erscheinen die Schnalztöne der Bosjesmans und das schlangengezisch-gleiche x der Mexikaner als ein Überrest eines Urzustandes ihrer Sprache.

Namen für den Complex dieser beiden Vorstellungsarten, die im Geiste noch nicht getrennt gedacht werden und folglich auch nur als Einheit in der Sprache erscheinen können.<sup>\*)</sup> Man nennt diese Sprachgebilde sehr bezeichnend Wurzeln. Wie aus der einfachen Anschauung sich der auseinandergelegte Gedanke entfaltet, so entwächst der Sprachwurzel der gegliederte Satz. Mit der Wurzel FLV bezeichnete der Naturmensch die gesammte Erscheinung eines Flusses mit seinem Fließen, erst später entfaltet sich daraus *flu-vius* und *flu-ere*. Ebenso bezeichnet die Wurzel CAN den Säger mit dem Singen; der Nominalbegriff *Hahn* (durch Lautverschiebung aus *Can*) und der Verbalbegriff *can-ere* sind spätere Scheidungen.

Wenn nun auch die bloße Nachahmung der hörbaren Natur den Ausgangspunkt der Sprachwurzeln bildet, so ist doch leicht einzusehen, dass noch etwas anderes hinzutreten müsse, wenn nicht die große Zahl der lautlosen Erscheinungen unbezeichnet bleiben soll. Das nun ist die Einbildungskraft, welche die Eindrücke der andern Sinne in verwandte Empfindungen des Gehörs überträgt und für Sonnenschein und Farbenschmelz Lautverbindungen wählt, die dem Wiederklang von Saiten ähneln, welche durch das Gehör überkommene Einwirkungen erzittern machen.<sup>\*\*)</sup> Je ferner dem Uranfang der Sprachbildung, um so mehr schwindet die Nachahmung, um so stärker wird in der Entwicklungsperiode der Sprache die Einbildungskraft schöpferisch gestaltend.

Analog dem Reichtum der umgebenden Natur, der Energie der Eindrücke und der lebhaften Empfänglichkeit der Völker, aber auch der Stärke ihrer Sprachanlage ist der Reichtum und die Entwicklungsfähigkeit ihrer Wurzelformen.

Energisch genug muss allen Völkern der Sexualunterschied entgegen getreten sein, der wenigstens bei Menschen und den größeren Haustieren kaum irgendwo der Sprache entgangen zu sein scheint und natürlich seinen Einfluss auch auf die Wurzelbildung geäußert hat. *Mann* und *Frau*, *Vater* und *Mutter*, *Stier* und *Kuh* und ähnliche Namen finden sich wol in allen Sprachen als wurzelhaft verschiedene. So stehen sich gegenüber im Sanskrit *pitr* und *mâtr*, im Griechischen *πατήρ* und *μήτηρ*, im Lateinischen *pater* und *mâter* u. s. f. in den übrigen Sprachen dieses Stammes. Ebenso im Hebräischen  $\text{אב}$  und  $\text{אם}$ . — Aber auch in Sprachen, die kein Masculinum und Femininum unterscheiden, wie die Amerikanischen, findet sich derselbe Unterschied; z. B. im Omagua *papa*, *mana*; im Mexikanischen *tatli*, *nantli*; im Grönländischen *ataak*, *ananak*. Ja selbst der Mongolisch-Tatarische Sprachstamm, der das Genus nicht kennt,

<sup>\*)</sup> Dr. K. Heyse, Lehrbuch der Deutschen Sprache. 1838.

<sup>\*\*)</sup> „Alle Eindrücke sind mit einer Bewegung des ganzen Sensoriums verbunden. — Daher können Empfindungen des Gesichts, Gefühls, Geschmacks, Geruchs gleichsam übersetzt werden in Empfindungen des Gehörs.“ — Poggel, Das Verhältnis zwischen Form und Bedeutung in der Sprache.

unterscheidet doch das sexuelle Geschlecht; z. B. im Türkischen *baba*, *ana*, Magyarisch *atya*, *anya*, Mandsch. *ama*, *evya* etc., und auch die Chinesische Sprache hat ihr *fü* und *mü* zum Ausdruck des wahrgenommenen natürlichen Geschlechtes.

Bruder und Schwester sind gleichfalls meist geschieden, nicht aber so durchgängig Sohn und Tochter, die zuweilen mit einem gemeinsamen Ausdrucke (Kind) bezeichnet werden.<sup>2)</sup>

Diejenigen Sprachen, welche kein grammatisches Genus haben, scheinen dafür an solchen wurzelhaft verschiedenen Bezeichnungen reicher zu sein als die andern. Während z. B. das Hebräische  $\text{אָב}$ , Schwester nur eine Ableitung von  $\text{אָב}$ , Bruder, das Lateinische (und Deutsche) *gallina* (Henne) eine ebensolche von *gallus* (Hahn) ist, unterscheidet das Türkische sogar die Schwester des Vaters, *chala*, wurzelhaft von der Schwester der Mutter, *tejise*, und *choros*, Hahn, von *tawuk*, Henne.

Wenn so auffällige Gegensätze wie *Stier und Kuh*, Lat. *taurus*, *vacca*, Gaelisch *tarbh*, *bo*, Türk. *bogha*, *inek*, Mandsch. *edsche*, *unijen* nicht in der Sprache wiedergegeben werden, so muss man fast glauben, dass einem solchen Volke lebhaftere Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit fehle. Bei niederen Tieren, oder überall da, wo sich der Sexualunterschied einer leichten Beobachtung entzieht, lassen alle Sprachen die Geschlechtsverhältnisse unbeachtet.

## §. 2. Stammbildung.

Sobald der menschliche Geist die Anschauungen in seine einzelnen Vorstellungen zu zerlegen gereift war und den Fluss von seinem Fließen, die Krähe vom Krähen zu sondern begann, musste auch die Sprachwurzel sich zerlegen; aus der Wurzel FLU entfalteten sich die Stämme FLU-vi(us) und FLU-e(re), aus  $\text{IIHT}$ :  $\text{IIHT-}\mu\alpha$  und  $\text{IIHT-}\nu\nu(\mu\epsilon)$ .

So erstehen aus gemeinsamer Wurzel in schwesterlicher Verwandtschaft Nomen und Verbum, des Aristoteles  $\delta\nu\omicron\mu\alpha$  und  $\delta\eta\mu\alpha$ , nur dass im Verlauf der Zeiten oft jenes, oft dieses verloren geht, wie z. B. von der Wurzel CAN im Deutschen nur das Nomen (Ha(h)n), im Lat. nur das Verbum (canere) erhalten ist.

<sup>2)</sup> „Il n'y a en Malai qu'un seul mot pour exprimer frère et soeur (*sūdāra*), un seul mot pour fils et fille (*ānaq*), un seul mot pour garçon et fille (*būdaq*). — Les Malais s'expriment: *ija ānaq lakilāki* il (est) l'enfant mâle, *ija ānaq perampūwax* elle (est) l'enfant femelle.“ — Schleiermacher, De l'influence de l'écriture.

In einigen unentwickelten Sprachen sind selbst nicht einmal die Begriffe Vater und Mutter durch Wurzelwörter unterschieden. Auf Otabaiti: *metua tane* und *metua vahine* Vater und Mutter; ebensolche Umschreibung auf Owaihi: *makua kane* und *makua vahine*.

Gingen alle Sprachen bis zur Wurzelbildung denselben Weg, so beginnen bei der Stammbildung die großen Verschiedenheiten, aus deren Darlegung auch die Genusverhältnisse ihre Erklärung finden.

Der eben berührten Zerspaltung der gemeinsamen Wurzel in Nominal- und Verbalstamm folgen vor allen die Indisch-Europäischen Sprachen, zu welchen das Verfahren der Chinesischen grell absticht. Ein Volk mit so hohem Abstractionsvermögen, wie das Chinesische, musste sehr bald die innere Zerlegung des Gedankens in seine Vorstellungen beginnen, aber es entfaltete nicht den zerlegten Gedankenteilen analoge Sprachteile, und die Wurzelgestalt musste zugleich als Nominal- und als Verbalstamm gelten, so dass also z. B. *schü* Schrift und schreiben, *yö* Begier und begehren, *tschi* Geltung und gelten heißen kann, und allein die Stellung im Satze die jedesmalige Bedeutung verständigt.<sup>9)</sup>

Überlegt man nun, dass das Chinesische Lautsystem bedeutende Unvollkommenheiten hat (das *r* z. B. ist dem Chinesen unaussprechbar), dass Umfang und Mannigfaltigkeit des Lautstoffs der Wurzeln sehr beschränkt sind, wonach im Anlaut außer *ts* und *tsch* nur ein einfacher Consonant (also kein *dr*, *bl*, *sp*, *str* u. s. w.) stehen kann, der Auslaut aber nur Vocale (diphthongirte und triphthongirte) und außerdem einen dem Französischen Nasal ähnlichen Consonanten gestattet, so dass das Schema der Wurzeln durch die Formeln *i*, *hi*, *hia*, *hiao*, *hiang* erschöpft ist, so springt eine gewisse Schwäche der Sprachanlage zu sehr in die Augen, als dass man sie von der Chinesischen Nation abwehren könnte.

Während daher nun der Indische Stamm von der Wurzelbildung durch Lautanfügung zur Stammbildung aufsteigt, bleibt die Chinesische Sprache auf der ersten Stufe stehen, woraus zugleich folgt, dass ihr auch die dritte Stufe, die Bildung der bestimmten Wortform zu ersteigen versagt ist. Es fehlt ihr daher nicht nur die Sonderung der Redeteile, wonach *hän* Kälte und kalt, *sièn* vorhergehen und vorher bedeuten kann, sondern es fallen auch Wurzel *ER*, Stamm *ERR-or* und Wortform *ERR-or-em* im Chinesischen in ein einfaches *kué* zusammen.<sup>10)</sup>

Bei solcher Scheu vor Schmuck und Reichtum des Lautgewandes schreitet der Gedanke, wie aller Materie entkleidet, um so freier einher, und die fast nackt an einander gestellten Vorstellungen müssen auf den Leser keinen andern als einen großen, erhabenen Eindruck hervorbringen.

Für unsere specielle Untersuchung wird es klar, dass bei einer solchen

<sup>9)</sup> Hilfe gewährt auch der Umstand, dass viele Wurzeln nur im Nominal-, viele andere nur im Verbalinne üblich geworden sind.

<sup>10)</sup> „Les grammaires des autres langues ont une partie étymologique et une partie syntactique; la grammaire Chinoise ne connaît que cette dernière.“ G. de Humb. Lettre à Mr. Abel-Rémusat.

Abneigung, dem Gedanken einen adäquaten Leib zu geben, die Bezeichnung des von den Denkformen nicht einmal geforderten grammatischen Geschlechtes eine Sünde wider den Geist der Chinesischen Sprache sein würde. Aber welche Mittel wollte sie auch wol zur Bezeichnung desselben anwenden? Bei der oben berührten lautlichen Sparsamkeit reicht die gestattete Combination der Laute nicht einmal hin, um den nötigen Wortbedarf zu schaffen, und die kleinste Nüancirung, selbst der Wechsel des Accents ist sogleich von Einfluss auf die Bedeutung. So bedeutet z. B.

- i Kleidung, kleiden. Jener. Ich; sich freuen. Gesetz, Muster, zwei. Verlassen, übrigens. Heilen. Ernähren.
- i Verschieden, Verschiedenheit, scheiden. Bewundern, bewundernswert. Richtig, Gerechtigkeit; vernünftig, allgemein. Schwarz.
- i Gebrauchen; mit; aus; weil; dass. Stützen. Vergleichen; betrachten; bestimmen. Sitz. Ruhe; ruhig.
- i Eins. Dorf. Auch. Friede. 100,000. Traurigkeit. Gränze. Ziehen; rauben. Hell. Lachen. Begegnen; unangenehm.<sup>o)</sup>

Welch eine Armut des Lautstoffs zu der Fülle der Bedeutungen, ohne derer zu gedenken, die mir wol entgangen sind.

Somit verzichtet die Chinesische Sprache auf Bezeichnung des grammatischen Genus und macht, consequent an ihren Gesetzen festhaltend, auch nicht den leisesten Versuch dazu, während andere Sprachen einen Teil ihrer Kraft zu solchem Streben vergeuden und zuletzt doch, bei nicht ausreichenden Mitteln, mit misslungenen Versuchen aufhören, welche die Sprache mehr stören als zieren.<sup>o)</sup>

Im Gegensatz zu der einsilbigen Sprache Chinas hätte der mehrsilbige Mongolisch-Tatarische Sprachstamm das grammatische Geschlecht lautlich bezeichnen können, und dennoch vermessen wir es an ihm bis auf die oben angeführten vereinzelt Pluralformen für lebende Wesen. Der Grund davon darf nicht, so wenig wie bei der Chinesischen Sprache, einseitig in dem Lautsystem gesucht werden, sondern liegt zugleich in der Auffassungsweise der Nation verborgen. Wäre sie nur lebendig genug von den Geschlechtsverhältnissen afficirt worden, so würde sie auch den Ausdruck dafür ermöglicht haben, eben so gut, wie die Indischen Sprachen früher unbeachtet gebliebenen Geschlechtsverschiedenheiten

<sup>o)</sup> Viele der genannten Bedeutungen unterscheiden sich in der Schrift, und sie wird oft bei dialektischen Verschiedenheiten (die sich häufig auf den Accent beziehen,) das beste Verständigungsmittel.

<sup>oo)</sup> „La langue Chinoise diffère de toutes les langues imparfaites par la conséquence et la régularité avec lesquelles elle fait valoir le système qu'elle a adopté, tandis que les langues des peuples barbares ou s'arrêtent à moitié chemin, ou manquent le but qu'elles se proposent.“ — G. de Humb. Lettre à Mr. A.-Rémusat.

bei der Stammbildung nachträglich Ausdruck zu verschaffen wussten in Formen wie *κέρως-κέρωαα*; cervus — cerva; Witwe — Witwer.<sup>\*)</sup>

Halten wir uns aber auch nur an die Sprache selbst, so glaube ich aus ihr den Mangel der Genusbezeichnung genügend erklären zu können.

Zuvörderst bedenken wir, dass die Mongolisch-Tatarischen Sprachen agglutinirende sind, d. h. dass sie zum Zweck des Ausdrucks logischer Kategorien an den Stamm Laute und Silben fügen, aber so locker, dass die beiden Theile nicht zu einer Einheit verschmelzen, sondern jeder, ähnlich denen unserer bloßen Zusammensetzungen, in seiner eigenen Bedeutung gefühlt wird. In dem Worte *ἄνδρῖ* Manne haftet die Dativendung so eng an dem Stamme, dass sie gar nicht anders als künstlich von ihm getrennt werden kann. Nicht minder einheitlich gedacht sind die Pluralformen *ἄνδρες*, *ἄνδράσι*. Ganz anders im Türkischen. Die Casusendungen sind Postpositionen, die mit leichter Mühe durch andere zwischengeschobene Agglutinationsbildungen abgelöst werden können. Z. B. das *e* des Dativs *er-e* (dem Manne) hängt nur lose am Stamme; *ler* ist die charakteristische Silbe des Plurals und schiebt sich zwischen Stamm und Casusendung: *erler* = *ἄνδρες*, *erler-e* = *ἄνδράσι*. Auf gleiche Weise bilden sich die Formen: *baba-den* patre, *baba-lar-den* patribus, *baba-lari-nis-den* patribus vestris etc.

Dieselbe lockere Anfügung bedeutsamer Laute und Silben zeigt das Verbum, welches besonders lehrreich für die Erkenntnis des agglutinirenden Sprachbaus ist. Zeichen des Infinitivs ist im Mandschu die Silbe *me*; aber sie haftet durchaus nicht fest am Stamme und kann durch eine Menge anderer Agglutinationen verdrängt werden. So heißt *omime* trinken, *omi-tscha-me* zusammen trinken, *omina-me* anfangen zu trinken, *omi-dschi-me* kommen um zu trinken. Ähnlich ist *ibeme* vorschreiten, *ibe-sche-me* langsam vorschreiten. Die Türkische Sprache drückt durch solche Agglutination Schattirungen aus, welche unsern Flexionsbegriffen widerstreben würden und umschrieben werden müssen. Vom Infinitiv *alysch-mak* nehmen bildet sich *alysch-ma-mak* nicht nehmen, *alysch-ama-mak* nicht nehmen können; *alysch-dur-mak* nehmen lassen, *alysch-ür-ma-mak* nicht nehmen lassen können, und eine große Zahl anderer Formen ihres auf solche Weise gebildeten Factitivs, Reflexivs, Negativs, Impossibilis etc.

Bei einem solchen Mangel an Energie dieser Sprachen, durch welchen es

\*) Das Deutsche Wort *Witwer* zeigt, mit wie wenig Mitteln die Sprache dem Ausdrucke des Genus Rechnung zu tragen weiß. Sansk. *widkavā* (Goth. *viduvō*, Preuss. *widdewō*, Lat. *vidua*) ist aus *wi* (= unserm *wiss*, *miss*) und *dhawa* Mann componirt und bedeutet also: ohne Mann, die *Mannlose*. Als im Verlauf der Zeiten die ursprüngliche Bedeutung vergessen war, bildete man von Analogien der Sprache geleitet *Wi-twer*, was eigentlich nun ein Mannloser ist. Dennoch ist diese Bildung immer noch sprachgemässer als das Wort *Witmann*, welches als eine bloße Übersetzung von *Wi-twe* (*twe* aus *dhawa* Mann) erscheint und also das Gegenteil von dem bedeutet, was bezweckt wird.

nicht gelang, zwei nebeneinandergestellte zusammengehörige Stücke zu einer vollkommenen Einheit zu schmelzen, wäre jedes Wort, an welches eine Genussilbe getreten wäre, im Geiste des Hörers in zwei Teile auseinandergefallen, und statt einer Motion wie *cervus*, *cerva* wäre eine Zusammensetzung wie im Deutschen *Hirsch-bock* und *Hirsch-kuh* entstanden; und das freilich vermögen alle, und auch die Tatarischen Sprachen, z. B. dem Magyarischen *király* König steht *királynő* Königin (eig. Königsfrau), dem *oroszlány* Löwen, *nöstény oroszlány* Löwin zur Seite.

Man könnte sagen, es hätte sich noch immer das Geschlecht auf andere Weise, nicht durch eine Silbe, aber durch einen eng anschließenden Consonanten ausdrücken lassen. Abgesehen aber davon, dass der schwere Consonant weniger als der leicht hintönende Vocal zur Bezeichnung einer solchen Schattirung am Stamme geeignet erscheint, so wäre eine solche Anfügung an die Wurzel, nachdem einmal die Epoche der Bildung einsilbiger Wurzelformen vorüber war, gegen den Gang der Entwicklung gewesen; auch hätte bei dem Grundgesetze der Euphonie in den Tatarischen Sprachen, wonach Consonantenhäufung vermieden wird, bei allen consonantisch schließenden Wurzeln doch noch ein Vocal hinzugenommen werden müssen, wodurch wir dann wieder auf den ersten Fall einer agglutinirten Silbe kämen.

Aber auch kein Vocal hätte, wie im Indo-Germanischen der Fall, zur Motion verwandt werden können. Denn da, abermals nach einem euphonischen Gesetze, diese Sprachen die Vocale der Agglutinationen zum Zwecke einer Vocalharmonie nach dem Vocal der Wurzelsilbe umstimmen (z. B. Mand. *wang*, Plur. *wangsa*, *dschui*, Plur. *dschuisse*, *khekhe*, Plur. *khekhesi*), so konnte keiner zu bestimmten Geschlechtsangaben ausschliesslich verwandt werden.

Wie in den Amerikanischen Sprachen das Genus zur Geltung kommt, ist schon oben erwähnt worden. Nicht am Substantivum selbst, sondern an den darauf bezüglichen Wörtern, (Pronomina, Verben und Diminutivformen) erkennt man die geschlechtliche Scheidung in belebte und unbelebte Gegenstände. Alle Kraft der Sprache drängt nach dem Verb, dem alle übrigen Wortarten dienstbar sind, und dem Nomen ward keine Entwicklung. Während das Nomen weder Numerus noch Casus hat, finden sich am Verb Tempus, Modus, Actio und eine reiche Fülle von Formen für das Reflexivum, Causativum, für den Ausdruck positiver, negativer, relativer, adverbialer Bedeutung u. s. w. Jedes Wort kann zum Verb verwandt werden, und so entsteht z. B. *n'matschi* ich gehe nach *Hause*; *n'damochol* ich habe einen *Kahn*, *ewenikia* (von *auwen*, welcher) *welcher* ich bin, *n'dappin* ich bin *dort* u. s. w. Bei einem solchen Verfahren der Sprache, in alle einfachen und zusammengesetzten Wörter leicht einen verbalen Sinn hineinzu legen, kann auch eine Form wie *n'shingiwipoma*, *ich esse nicht gern mit ihm*,

nicht Wunder nehmen. Es ist eben der eigentümliche Bau dieser Sprachen, alle, in andern Sprachen als getrennte Beziehungen erscheinenden Satztheile in das Verbum aufzunehmen, weshalb Du Ponceau diesen ganzen Sprachstamm den polysynthetischen und W. v. Humboldt den einverleibenden genannt hat. Während in den Tatarischen Sprachen die Teile auseinanderfallen, läuft hier alles zusammen. Dieser einverleibende Charakter der Sprache zeigt sich in der Wortbildung so auffällig und absonderlich, dass man ihr Verfahren fast ein rohes Zerschlagen der Sprachstücke zu neuer mosaikartiger Zusammensetzung nennen möchte. Nach Du Ponceau's Angabe besteht das Delawarische Wort *kuligatschis*, gib dein hübsches Pfötchen, aus den Theilen *k'* (dein), *wulit* (hübsch), *wichgat* (Pfote), *schis* (klein, Diminutivendung). Ebenso ist in *pilape* Jüngling enthalten: *pilsit* (unschuldig), *lenápe* (Mann). °)

In diesem polysynthetischen Bau der Amerikanischen Sprachen erblicke ich den Grund der mangelnden Bezeichnungsweise des Genus am Nomen. Das Verb hat alle Kraft der Bildung verzehrt und drückt die Casus und das Geschlecht des Substantivs an sich selber aus °°), und bei einem, scheinbar so willkürlichen, Zertrümmern der Wörter zum Zweck neuer Schöpfungen wäre die Genusbezeichnung am Nomen verloren gegangen oder hinderlich gewesen. Klarer noch würde die Einsicht über diesen Gegenstand werden, wenn sich die Amerikanischen Sprachen erst einer nur etwas wissenschaftlicheren Bearbeitung erfreuten.

So kommen wir denn endlich zu den Semitischen und Sanskritischen Völkern, welche von jeher die Lenker der Geschichte gewesen, sei es, dass die Kaukasische Race schon in der Anlage die bevorzugtere ist, oder sei es eine günstigere geographische Lage, welche namentlich die Indisch-Europäischen Völker zu den Herren der Erde bestimmt zu haben scheint. °°°) In der Stufenleiter der Sprachen bilden die Semitischen und Indischen eine Spitze, in so fern höhere Sprachanlagen eine vollkommenere Rede entwickelten, die dann wieder rückwärts belebend und entzündend auf die Gedankenentwicklung influirten. †)

Hier ist die eigentliche Sphäre des grammatischen Geschlechts, denn nur an diesen beiden Sprachstämmen erhebt sich das Genus zur grammatischen Kategorie der Motion, d. h. einer Veränderung am Stamme behufs des Aus-

°) Grammar of the language of the Leni Lenape or Delaware.

°°) In dem Delawarischen *n'dahoala* ich liebe — ihn, liegt das Object in der Endung *la*; in *n'dahoaluk* er — liebt mich, liegt das Subject in der Endung *luk*; *n'* ist das Zeichen der 1. Person und bedeutet im ersten Beispiel den Nom. *ich*, im zweiten den Acc. *mich*.

°°°) In fast ganz Europa herrscht Indische Zunge, und die Stimmen Germanischer und Romanischer Töchter durchhallen ganz Amerika und die Küsten der andern Erdteile. —

†) „Die Äußerung des Geistes ist nicht überall gleichmäÙig in dem menschlichen Geschlechte: einzelne Völker erscheinen geeigneter als andere die Träger geistiger Offenbarung zu werden.“ Höfer, Beiträge zur vergleichenden Grammatik.

drukks des grammatischen Geschlechtes, und es darf nicht als zufällig erscheinen, dass gerade die beiden vollkommensten Sprachbaue eine grammatische Kategorie producirt, zu welcher die andern Sprachen nur Anläufe nahmen. Dieser an sich überflüssige Schmuck ist hier durch eine begünstigte Ausbildung zu einem in dem Mechanismus der Sprache nun notwendigen Rade geworden; von einem leeren Behänge ist solcher Schmuck zu einer wesentlichen Stütze des Sprachbaues geworden, durch welche, mit Grimms Worten, Verschlingungen der Satzglieder, wie wir sie im Griechischen und Lateinischen bewundern, sich nicht wol gedenken ließen und wodurch über sonst todte und abgezogene Begriffe ein die ganze Sprache durchziehender Reiz von Bewegung und zugleich bindender Verknüpfung der Redeglieder unvermerkt ausgegossen wird.

Die Synthesis der Satz- und Wortglieder, welche im Chinesischen gänzlich fehlte, im Tatarischen nicht energisch genug, endlich in den Indianersprachen Amerikas über das Maß hinaus, die verschiedensten Teile mit einander vermengend, wirkte, hat im Indischen und Semitischen hinreichende Kraft und besonnenes Maß. Vollständige Trennung der Satzglieder, vollständige Verschmelzung der Wortglieder. Die an dem einzelnen Worte ausgedrückte Beziehung des Casus, des Numerus, der Person u. s. w. haftet so fest an ihm, dass herausgerissen aus dem Satzverbaude ihm seine frühere Beziehung zum Ganzen bleibt. Solche Verschmelzung des Stammes mit seiner Beziehungsform bildet im Gegensatz zu der früher erwähnten loseren Agglutination das Wesen der Flexion, welche allein den in Rede stehenden beiden Sprachstämmen eigentümlich ist.<sup>9)</sup>

Bei einer solchen Übereinstimmung des Semitischen und Indischen Sprachbaues und bei einem solchen Gegensatz dieser beiden zu allen übrigen Sprachen kann man sich durchaus nicht des Gedankens erwehren, dass die Semitischen Völker, wie sie es an Race sind, auch an Sprache den Indischen verwandt seien, zumal sie in frühesten Zeiten so hart aneinander wohnten.<sup>10)</sup>

<sup>9)</sup> „Das Erste und Wesentlichste ist, dass der Geist von der Sprache verlangt, dass sie nicht Sache und Form mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengung gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. — Dass nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen, ist unlängbar. — W. v. Humboldt, Akad. Abhdl. 1823.

In der Einleitung zur Kawisprache warnt aber der Verfasser vor der Schlussfolge, dass eine Sprache dem menschlichen Geiste zur absoluten Schranke werden könne, und sieht ein Verdammungsurteil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Völker, als die Menschheit in ihren eigentümlichsten Anlagen entwürdigend und durch Nachdenken und Erfahrung über die Sprachen nicht gerechtfertigt an.

<sup>10)</sup> Als der hauptsächlichste Einwurf gegen ihre Verwandtschaft wird bekanntlich die Verschiedenheit der Wurzeln aufgestellt. Die Indianersprachen Amerikas aber sind fast alle, scheinbar, wurzelhaft von einander verschieden; dennoch zwingt der gleiche grammatische Bau aller, Verwandtschaft zwischen ihnen anzuerkennen. Auch hat W. v. Humboldt längst ausgesprochen, dass

Es ist hier der Ort nicht, solche Verwandtschaft zu beweisen oder abzulehnen, für unsere Untersuchung ist nur das von Interesse, dass neben der sonstigen Übereinstimmung dieser Sprachen, beide auch in der Entwicklung einer über die Forderungen der Denkformen hinausgehenden Kategorie des grammatischen Genus zusammenkommen, was nach der bisherigen Darstellung als ein nicht unwichtiger Beleg für Verwandtschaft beider Sprachen erscheinen muss.

Aus eben dieser Darstellung erhellet, dass das grammatische Genus, als am Stamme haftend, späteren Ursprungs als die Wurzelbildung sein müsse. Diese erscheint als der Inhalt jener frühen Sprachepoche, in welcher der Menschengest mit frischer Lebendigkeit und übersprudelnder Kraft schöpferisch Laut und Wurzel unbewusst gestaltete. Die Stammbildung dagegen, hervorgegangen aus Abstraction, ist das Product einer bewussten, reflectirenden und darum gelähmten Schöpfungskraft. Wie aber eine Pflanze an etlichen Stellen noch knospet, und an anderen schon blühet, während an einer dritten die Blätter wieder welken, so beginnt auch in der organischen Sprache die Entfaltung aller Orten und entwickelt mitten in der Wurzelschöpfung einzelne Stämme, sogar an einzelnen derselben schon wieder zu einer neuen Stufe vorschreitend. Die Sprache in ihrer Entwicklung gleicht einem Gebäude, für welches der Plan fest entworfen, an welchem aber die Arbeiter hier fleißiger dort langsamer bauen, so dass der Bau zwar überall von unten beginnt, aber an einigen Punkten schneller wächst als an anderen.

Wo nun die Bildungsperioden der Wurzel- und Stammformen sich berührten, wo also die natürliche Schöpfungskraft der Sprache eben so allmählich erlosch als das reflectirende Bewusstsein erstarkte, musste zwischen beiden ein Kampf entstehen, in welchem jene sich nur noch an der Stammbildung bethätigen konnte, während dieses schon zu einer neuen Richtung, zur Flexionsbildung forteilte.

Entdeckte in der Periode der Stammbildung die geübtere Unterscheidungskraft der Menschen Geschlechtsunterschiede, welche bei der Wurzelbildung noch unerkant geblieben waren, so konnte der hervorgerufene Eindruck immer noch durch eine Modification des Stammes seinen Ausdruck finden. Es war das letzte Vermächtnis der schöpferischen Phantasie, welche mit einem schönen Andenken von dieser Stufe der Stammbildung schied.

Aber auf welche Weise wird das grammatische Geschlecht bezeichnet? Auf eine einfache und sinnreiche Weise. Dem durch Hemmung und Stemmung

---

für Verwandtschaft der Sprachen weniger der Wurzelfond als der grammatische Bau maßgebend sein müsse. Das jetzt geltende Gesetz der Semit. Sprachen, welches drei Consonanten als Wurzel erheischt, muss ein der Sprache erst später aufgezwungenes sein, weil auf der Stufe der Wurzelschöpfung ein solches Gebilde unaussprechbar gewesen wäre. Die Vocale können also nicht von Anfang an nur der Flexion gedient haben, da diese jedenfalls eine spätere Schöpfung der Sprache ist als die Wurzelformen.

der Sprachwerkzeuge hervorgebrachten schwereren Consonanten wohnt die Bedeutung bei; er modificirt den Begriff. Aber der leichte Vocal, der Ausdruck der Empfindung, ohne den der Consonant überhaupt nicht ausgesprochen werden <sup>\*)</sup>, der kaum eine neue anwachsende Bildung genannt werden kann, eignet sich vortrefflich zum Stamm- und Geschlechtszeichen. Zugleich erleichtert er das Antreten neuer consonantischer Bildungen.

Halten wir uns vorzugsweise an das Sanskrit, welches diese Verhältnisse in grosser Reinheit zeigt, so finden wir als Stammbildner des Nomens die Urvocale *a, u, i*, welche durch Dehnung zum Ausdrucke des Femininums gestempelt werden. „Das Femininum liebt üppigere Vocalfülle.“ Masculinum und Neutrum fallen dem Stamme nach zusammen: Wir finden also ursprünglich am Sanskritstamme nur dieselbe Scheidung, welche das Semitische für immer bewahrt hat, und dürfen die Vermutung wagen, dass, wenn der Unterschied dieser beiden Sprachstämme durch eine sehr frühe Trennung hervorgerufen ward, dieselbe in jener Epoche stattgefunden haben müsse, in welcher die Wurzelschöpfung zu erlöschen und die Stammbildung ihre ersten Keime zu entfalten begann. Ein langer Vocal ist auch im Semitischen, sowol im Sg. wie im Pl. Hauptkennzeichen des weiblichen Geschlechts, theilweis ohne jeden weiteren Zusatz (z. B. das *i* der 2. Pers. Futuri und Imperativi), theils mit Unterstützung eines *n* (*ni*), worüber in der Folge noch einige Bemerkungen am rechten Orte sein werden.

Beim ersten Auftreten des grammatischen Geschlechts waren es die Hausgenossen, die gezähmten Tiere, auch wol die Gottheiten, an deren Namen die Phantasie ihre Wirkung zeigte und das aufgefundene Geschlecht am Stamme nachträglich auszudrücken geschäftig war. Hierher gehören Formen wie *servus-serva* (geschwächt aus *servā*), *יָרַע* *juvencus*, *יָרַעָה* *juvenca*. Von ihnen schweifte der Blick über Sonne und Mond, Baum und Berg, sie alle personificirend, denen im Strome der Analogie die übrigen Wörter folgten, da sie bei der Stammbildung auf die vorhandenen Mittel derselben und somit wie von selbst auf einen Geschlechtsausdruck geführt wurden. War die Phantasie rege (und wäre sie es in der Sprache Kanaans und dem Lande der Mährchen, Arabien, nicht?) und blieb die Sprache in der eingeschlagenen Richtung consequent, so mussten sich die Nominalstämme in dem Ausdrucke der beiden natürlichen Geschlechter fortbewegen, selbst diejenigen, welche nur durch die Construction gezwungen wurden, sich einem Geschlechte zuzuwenden, weshalb denn auch solche oft zwischen Masc. und Fem. schwanken, wie z. B. *רוּחַ* Geist, *אֵשׁ* Feuer etc.

Waltete aber die Phantasie der Reflexion gegenüber weniger lebendig (man

<sup>\*)</sup> Unsere wissenschaftliche Trennung der Silbe in ihren Consonanten und Vocal ist eine sehr künstliche Trennung. Vergl. Lepsius' Palaeographie.

denke an die Veda's, Menu's Gesetzbuch, Zend-Avesta), und gelang es ihr nicht vollständig, das leblose Ding mit dem Leibe der Persönlichkeit zu bekleiden, da musste neben dem Masculinum und Femininum jenes Zwittergeschöpf entstehen, welches wir Neutrum, *οὐδέτερον*, und die Indischen Grammatiker *klīva* (d. h. Eunuch) nennen, und später in der Declination bald mit dem Masculinum bald mit dem Femininum (s. oben) zusammenfällt.

### §. 3. Nominalflexion.

Die Epoche der Stammbildung ist nur ein Durchgangspunkt von der Wurzel zur Flexion. An die Stelle neuer Schöpfungen tritt die Synthesis des schon Geschaffenen und namentlich im Indischen Stamme eine so energische, dass aus den beiden aneinandertretenden Sprachteilen ein neues, einheitlich gedachtes Product resultirt.

Vollkommen verschieden von den bisher betrachteten Stoffwurzeln sind die formalen Pronominalwurzeln, welche nicht Ausdruck sinnlicher Anschauungen sondern Ausdruck der Beziehungen sind, unter welchen das Subject sich jene verknüpft denkt. Bei der Betrachtung der anderen Wurzeln sind die Pronominalwurzeln übergangen worden, weil sie die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt hätten; hier muss ihrer gedacht werden. Ihrem ursprünglichen Zweck nach sind sie scharf deutender Natur; örtlich und zeitlich weisen sie in die Nähe oder Ferne, z. B. *hic*, *hier*; *tunc*, *tum*, *da!* und auch die Personalia deuten ja nur den Ort an, welchen der Sprechende in der Rede einnimmt.

So lange diese Beziehungen abgesondert von den Redegliedern, an welchen sie haftend gedacht werden, einhergehen, fehlt immer noch die bestimmte Angabe, dass diese Beziehungen auch wirklich zu jenen Teilen gedacht werden sollen. Diese Synthesis kann aber lautlich überhaupt nicht ausgedrückt sondern nur symbolisch durch Vereinigung der Stoffwörter mit den Beziehungsformen angedeutet werden. Geschieht diese Vereinigung nicht so lose wie in den Tatarischen sondern tritt so vollkommen wie in den Indischen Sprachen ein, da wird aus dem antretenden Pronominalstamme eine Flexionssilbe. So entstehen Formen wie *ἴσθημι*, *ἴσθησι*, *inquam*, in welchen die Endung nur noch dunkel als vom Personalpronomen ausgegangen gefühlt wird. Auf ähnliche Weise entsteht die Casusflexion, von welchen für unsern Zweck nur der Nominativ in Betracht kommt.

Subject und Object zu unterscheiden, mussten verschiedene Pronominalstämme dem Nominalstamme suffigirt werden. In den Semitischen Sprachen ist von Casusflexion nicht die Rede und es stehen diese somit an Vollkommenheit den Indischen nach, wie denn überhaupt die oft nur lose Anfügung der Pronominalsuffixe an Nominal- und Verbalstämme den Semitischen Sprachen in der Stufen-

leiter der Sprachen ihren Platz zwischen dem Mongolisch-Tatarischen und dem Sanskritstamm anweist.

Dem Subjectscasus des Mascul. und Femin. gebührt im Sanskrit der Pronominalstamm *sa*, f. *sâ* (Goth. *sa*, *sô*, Griech.  $\delta$ ,  $\eta$ ), der als Nominalsuffix frühzeitig den Vocal verlor und nun um so fester am Nomen haftend nur das lebensvolle, tönende *s* bewahrte. Daher die Sanskrit-Nominative *kavis* m. der Dichter, *bhis* f. die Furcht, *bhânu* m. die Sonne, *wadhûs* f. das Weib;  $\lambda\acute{\upsilon}\kappa\omicron\varsigma$  m.,  $\mu\eta\gamma\acute{\alpha}\lambda\omicron\varsigma$  f. (mit verkürztem Stamm), *eques* m., *seges* f. — Im Objectscasus wird der Pronominalstamm *ma*, *mâ* suffigirt, von welchem nach Verlust des Vocals nur das für den Casus des leidenden Objects sehr bezeichnende dumpfe *m* übrig bleibt, das im Griechischen zu  $\nu$  geschwächt und in der 3. Decl. ganz abgefallen ist. Vergleiche *lupum*,  $\lambda\acute{\upsilon}\kappa\omicron\nu$ ;  $\text{Ἰνγατέρα}(\nu)$  = Sanskrit *duhitaram*.

Das Neutrum, welches, wie wir gesehen haben, dem Stamme nach mit dem Masculinum zusammenfällt, erfährt seine Sonderung vom Masculinum auf eine dreifache Weise. 1. Da der Nominativ des Masc. durch das antretende *s* vom Stamm desselben unterschieden wird, so kann der reine Stamm ohne jenes *s* zum matteren Neutrum verwandt werden. Von dieser Art ist Sanskr. *wâri*, das Meer; ebenso *mare*, *facile*,  $\mu\acute{\omicron}\lambda\acute{\upsilon}$ ; (*s* im Neutrum, wie in *prudens*, *capax* ist eine unorganische Bildung). 2. Jener Pronominalstamm *ma*, der zum Zeichen des Accusatives ward, tritt im Gegensatze zu dem lebendigen *s* des Masculinums und Femininums an den Nominativ des Neutrums. Hierher gehören die Sanskritformen der a-Stämme, denen die Griechische und Lateinische 2. Declination entspricht. (Sansk. *'sivam*, glücklich; *bellum*,  $\xi\acute{\omicron}\lambda\omicron\nu$ .) 3. In der Declination des Pronomens *sa*, *sâ* tritt in allen Casus aufser dem Nomin. Sing. für jenes energische *s* das schwächere *t* ein, wie ja auch im Griechischen dieses Pronomen nur im Nominativ den Asper (aus *s* entstanden), in den übrigen Casus aber ein  $\tau$  zeigt, welches im Plural zwar durch den Asper (in  $\omicron\acute{\iota}$ , und  $\alpha\acute{\iota}$ ) verdrängt wird, aber durch die Dorischen Formen  $\iota\acute{\omicron}\iota$ ,  $\tau\acute{\alpha}\iota$  als das Ursprünglichere erwiesen wird. Dieser schwächere Pronominalstamm *ta* dient dem Masculinum *sa* und Femininum *sâ* zum Neutrum und ebenso tritt zur Bezeichnung des Neutrums an gewisse Pronominalstämme, wie jenes *sa*, *â* an die anderen Geschlechter sich anschließt. So stehen sich gegenüber das Masculinum *yas* und das Neutrum *gat*, Lateinisch *quis* und *quid*, *is* und *id*, wo *t* zu *d* herabgesunken ist. Da im Griechischen  $\tau$  nicht enden kann, so kommen solche Neutra dort nicht vor, und einem  $\tau\acute{\iota}\varsigma$ ,  $\delta\acute{\epsilon}\varsigma$  entspricht nur ein sächliches  $\tau\acute{\iota}$ ,  $\delta\acute{\epsilon}$ .

Diesem *t*-Laut begegnen wir in dem  $\eta$  der Semitischen Feminina wieder. Wie es dort das schwächste Geschlecht, das Neutrum bezeichnet, so hier das schwächste der beiden Geschlechter, das Femininum. Wo es geschützt war (vor

Suffixen, im Status Constr.) hat es sich als  $\eta$  erhalten, ungeschützt entartete es zu  $\eta$  ( $\alpha$ ).

Überall sahen wir das Masculinum als das Erstere, Energischere; das Femininum erscheint als das Abgeleitete, Mildere; das Neutrum ist ein unentwickeltes Geschlecht, ohne Charakter, und schmolz in vielen Sprachen zu geringem Umfang zusammen wie im Deutschen und Russischen, oder ging ganz verloren wie in den Romanischen Sprachen.

Der beschränkte Raum gebot mir überall, nur Andeutungen statt ausführlicher Entwicklung des reichen Stoffs zu geben. Nur flüchtig darf ich noch berühren, welche Gesichtspunkte der Vollendung der Untersuchung vorzuhalten wären.

Die Feminina der  $\hat{a}$ -Stämme und die abgeleiteten  $i$ -Stämme entbehren schon im Sanskrit des schließenden  $s$ , sei es nun, dass der volle, lange  $\hat{a}$ -Vocal, der ja hinreichend das Femininum charakterisirte, nicht noch durch jenen Zuwachs beschwert werden sollte, oder sei es, was mir wahrscheinlicher ist, dass er in der Epoche der beginnenden Desorganisation das schließende  $s$  ablegte. Denn das muss erinnert werden, dass sobald die Sprache irgendwo auf eine Stufe der Vollkommenheit gestiegen, auch alsbald Verfall und Welken beginnt, weil der Geist, nun mit der Übung des Ausdrucks erstarkt, nicht mehr auf ängstliche Lautgenauigkeit hält und den sinnlichen Teil der Sprache in demselben Maße vernachlässigt, als die innere Sprachkraft wächst, bis sie zuletzt nach Ablegung aller charakteristischen Endungen auf den Punkt anlangt, wo sie, gleich der Chinesischen Sprache, nackte Wurzelformen in der Rede verwendet, und sich scheinbar wieder dem Ausgangspunkt ihrer Entwicklung nähert.

Bei solcher Desorganisation durch Verstümmelung und Missbrauch der Formen gehen die Völker oft erschrecklich mit der Sprache um<sup>\*)</sup>, d. h. in lautlicher Beziehung, da sie dieselbe ihrer eigentlichen Bestimmung zum reinen Gedankenausdrucke, durch Schmälerung ihres sinnlichen Leibes, näher führen. Eine große Zahl von Flexionen geht verloren (Medium, Dual u. s. w.), Geschlechter werden eingebüßt (im Dänischen, Englischen), oder gehen in einander über, weil ihre ursprüngliche Form und Bedeutung verkannt wird (Ahd. *situ* m., jetzt *Sitte* f., Lat. *remus* m., Franz. *la rame*).

Wird auf dieser Stufe ein neuer Geschlechtsunterschied bemerkt, der sich früher den Blicken entzogen, wie z. B. bei *aquila*, *corvus*, das Reh, Wörter, die ohne

<sup>\*)</sup> So entsteht z. B. aus *multwurf* (molta die Erde) Maulwurf, aus *Sinfluot* (Sin heißt überall) Sündflut, aus *einbar* und *zubar* (was Einer und was Zweie tragen, von *beran* tragen) Eimer und Zuber, aus *Sabbathstag* Samstag, aus *wer-alti* (eig. Menschenalter, dann überhaupt das Universum) Welt, Engl. *world*. u. s. w., Franz. *ils vont* vom Lat. *vadunt*, *comme* aus *quomodo*, *parbleu*, *parbiou* aus *par diou* etc.



